

Der Spiegel.

Zeitschrift für die elegante Welt.

Mode, Literatur, Kunst, Theater.

Zwanzigster Jahrgang.

Redakteur: Sam. Rosenthal. Verleger: Fr. Wiesen's Wittve und S. Rosenthal.

1847.

Besth und Ofen, Mittwoch, 20. Januar.

6.

Das Leben eines berühmten Satyrikers.

(Fortsetzung.)



in anderer Eulenspiegelstreich von Swift! Der Schneider brachte Swift einen neuen Rock vierundzwanzig Stunden später als verabredet worden war. Es war in der Abenddämmerung. — „Ich habe noch etwas zu thun!“ rief der Dechant dem Meister schon in der Thür zu. „Gehen Sie indeß in meinen Garten!“ — Der Garten war mit hohen Mauern umgeben und die Thüren sehr solid. Kaum war der Schneider eingetreten, als Swift den Garten schloß und den Schlüssel einsteckte. Der arme Mann mußte die ganze Nacht unter freiem Himmel zubringen. Als Swift am Morgen öffnete, sagte er trocken: „Sie sind vierundzwanzig Stunden im Rückstande und mir also noch zwölf Stunden schuldig!“

Wer glaubt, die vielen tollen Streiche solcher Art seien Erfindung oder Uebertreibung der Anekdotenjäger, der kennt Swift nicht. Die meisten dieser Vorfälle erzählt er selber in den Briefen an seine Freunde. Folgender Schwank wird von Gray erzählt und verbürgt: Philippus, ein Poet, der den Apfelwein besungen hat, ferner Gray, der Dichter der herrlichen Elegie auf einem Dorfkirchhofe (die auch wiederholt ins Deutsche übersetzt wurde), und der berühmte Pope machten Swift gemeinschaftlich einen Besuch u. gingen ihn um ein Mittagessen an. Man sei, bemerkten die Gäste, mit Alltagskost zufrieden und wolle dem Freund nicht beschwerlich fallen;

er solle ja keine Umstände machen, da es hauptsächlich auf die Unterhaltung mit dem Könige der Schöngelster und dem Waffenbruder abgesehen sei. Der Dechant hörte dieses Ansinnen lachend an, und da seine Eitelkeit dabei geschmeichelt wurde, so zeigte er die rostigste Laune. — „Ein Glück, Ihr Herren,“ rief er, „daß Sie mit Wenigem zufrieden sein wollen! Gut, gut! Ich bin kein reicher Mann und eure Minister sind undankbares Gesindel. Was kann ein frugales Mittagessen kosten? Rechnen wir! Jedem eine halbe Flasche Bier, 6 Pence; ein Brod 3 Pence; ein Hühnchen. . . reicht das zu? Also ein Hühnchen 4 Schillings; Käse jedem 3 Pence. Summe 7 Schillings. Sie sind Ihrer drei. Sezen wir dritthalb Schillings die Person.“ — Hierauf zog er den Beutel aus der Tasche, zählte 7½ Schillings in klingender Münze ab, drückte jedem seinen Theil in die Hand und sagte: „Jetzt können Sie essen, wo Sie wollen!“ Die drei Gäste nahmen das Geld und zogen ab.

Swift war so gefürchtet, daß er sich eben Alles erlauben durfte. Wir erzählen diese Streiche übrigens nicht des Spases halber, sondern weil sie den verschrobenen Charakter des Mannes, von dem wir reden, wie die Stellung, die er zu seinem Jahrhundert und zu den berühmtesten und mächtigsten Zeitgenossen einnahm, treffend veranschaulichen. Seine Laktik war Einwirkung auf seine Nebenmenschen nicht durch Anziehung, sondern durch Zurückstoßung; Beherrschung nicht durch Sympathie, sondern durch Antipathie; das Merkwürdigste dabei ist aber, daß ihm dies immer gelang.

Am Wunderbarsten ist jedoch der Umstand, daß dies Verfahren besonders bei Frauen wirksam war. Swift hatte sich von Jugend auf in dieser Methode geübt und darin mit der Zeit

jene furchtbare Meisterschaft erlangt, welche zu Esthers und Banessas Verderben führte.

Eine Miß Waryng, um deren Hand sich Swift bewarb und die nicht abgeneigt war, seine Frau zu werden, war eine der ersten, bei denen unser Mephisto-Don-Juan Anatomie des weiblichen Herzens studirte. Swift schrieb ihr unter Anderem: „Sind Sie im Stande, Ihren Neigungen zu entsagen und die meinigen anzunehmen, keinen andern Willen als den meinigen zu haben u. sich zur tiefsten Selbstentäußerung zu verpflichten? Wollen Sie sie stets ruhig und geduldig meinen oft ungerechten Zorn und meine fast immer unausstehliche Laune ertragen? Können Sie mit 300 Pfund Sterl. ein Haus machen und zwar ein anständiges Haus? Sind Sie der Engel der Sanftmuth u. Ergebung, den ich in dieser Welt nicht mehr zu finden hoffte? Wenn Sie davon überzeugt sind, so werden Sie meine Frau.“ Miß Waryng nahm Anstand, sich auf so heillose Verbindungen einzulassen; sie lehnte Swifts Antrag ab, und es war ein Glück für sie. Swift war darin zu weit gegangen: er wußte damals die Dosis der Einschüchterung noch nicht nach den gegebenen Verhältnissen abzumessen; er hatte nach den starken Nerven der Männer und nach den überreizten mancher Frauenzimmer gerechnet, bei denen die Furcht wie ein Kaufschwert wirkt, der ihnen zuletzt zur Leidenschaft wird.

Stella war eine junge Engländerin von Vermögen und von Natur begeistert für alles Edle, Hohe, Gefühlvolle und Geistreiche; dazu schön wie ein Engel, gebildet, unterrichtet und mit einem überaus milden Charakter begabt. Swift, der sie in Sir William Temple's, seines ersten Gönners, Hause kennen lernte, merkte auf den ersten Blick, daß sie von Bewunderung für sein Talent erfüllt sei. Wie Heloisens Geliebter, wurde er Stellas Lehrer. Seine Eitelkeit fühlte sich geschmeichelt und nun bot er Alles auf, um die arglose Jungfrau in der überspannten Richtung zu bestärken und sich ihr reines, hingebendes und kein Falsch ahnendes Herz zu eignen zu machen. Die Neigung eines unschuldigen, edlen Mädchenherzens ist die feinste Schmeichelei, die es für den Mann geben kann; doch ein Ehrenmann mißbraucht diese Blume des Himmels nicht, wenn er keine Gegenliebe fühlt. Nur die gemeine Seele kann arglistig gegen die Arglosigkeit der unerfahrenen Jugend handeln. Was aber that Swift? Er spielte Komödie mit Stella. Gemeinschaftliche Lektüre, einsame Spaziergänge, Lehren der Weisheit und Tugend u. Herzensergüsse waren die Lockspeise, mit denen Swift das Verhältniß einleitete. Seine Rolle war sehr einfach und klug berechnet. Die edle Tochter des spirituellen Nordens, bei der Herz und Geist Alles war, suchte ein Jugendideal,

einen Abgott ihrer Seele, eine Religion der Liebe und Hingebung. Sie hatte keine Ahnung von dem Ungefüm einer Südländerin, die, wenn sie liebt, leidenschaftlicher und sinnlicher ist, als die von idealen Träumen besetzten englischen und deutschen Mädchen. Stella glich der Schillerschen Thekla. Die Entwicklung dieses Liebesdramas würde leicht vorherzusehen gewesen sein, wenn der kalte Geliebte der Geliebten nicht gerade dadurch, daß er tief unter ihr stand, weit überlegen, wenn er nicht von Kindesbeinen an durch einen Eispanzer gegen jede Herzenswunde geschützt und zum Glück oder Unglück — je nachdem man die Sache betrachtet — jedesmal ein kalter Anatom weiblicher Leidenschaft gewesen wäre.

Licht und Luft waren in diesem Liebeskampfe ungleich vertheilt. Swift, der Geliebte, verlor seine Kaltblütigkeit keinen Augenblick: er imponirte, lenkte, beherrschte, hofmeisterte und tyrannisirte nach Lust und Laune. Das liebende Weib dagegen, das geduldige, unschuldige Opferlamm, sah in diesem herzlosen Spiel nur bewundernswürdige Seelengröße. Ideal, wie ihre ganze Weltanschauung, beurtheilte sie den Mann ihres Herzens und suchte sich nach diesem Ideale und Idole zu bilden. So gab sie ihre ganze Selbstständigkeit auf; was ihre Kraft hätte sein sollen, ihre hohe, schöne Individualität, ward ihre Schwäche. Sie vernichtete sich, um dem angebeteten Manne gleich zu werden; sie war ihm für alle Seelenkämpfe, die sie ihm andichtete und die er nie gekämpft, unsäglich dankbar, kurz sie ging im Anschauen ihres erhabenen Ideales so mit Leib und Seele auf, daß sie ihrem Herrn und Gebieter, ihrem König folgen wollte durch die ganze Welt. „I'll follow thee, my Lord, through the world!“ dachte sie mit Shakespeares Helbin. — Mit jeder Scene wird diese pathetische Liebestragödie burlesker! Stella verkauft Alles, was sie hat, macht ihr väterliches Erbe zu Geld und zieht nach Irland in die Nähe des angebeteten Dechanten. Zum Lohn dafür, daß sie sich von Allem losgemacht und Alles vergessen hat, werden ihr Swifts Nebenarten. Denn der häßliche, kaltherzige Mann fühlt sich von dieser beispiellosen Verehrung, von dieser schrankenlosen Hingebung eines schönen, edlen Weibes — beglückt zwar nicht, denn dazu fehlte ihm das Gemüth; doch — geschmeichelt! Bald aber wird Swifts Ehrgeiz wieder wach; die ewige Vergötterung fängt an, ihn zu langweilen, das Festhalten seiner Rolle wird ihm lästig: er verläßt Irland und eilt nach London, um im Drama der Zeitgeschichte eine Rolle zu übernehmen. Im Dienste politischer Parteiinteressen erobert er sich Einfluß und Ansehen. Als Vertrauter der Großen bekommt er glänzende Aussichten, zahllose Feinde und Wi-

dersacher, und Sorgen über Sorgen. Tag für Tag, Stunde für Stunde schreibt er Stella nun die Vorfälle u. Ereignisse seines Lebens u. Treibens, die Niederlagen seines Ehrgeizes, die Triumphe seines Geistes. Und Stella sammelt und bewahrt jeden dieses brieflichen Tagebuchs mit so ängstlicher Pietät, mit so unermüdlicher Vergötterung, daß keine Zeile verloren gegangen und Swifts Journal noch jetzt das vollständigste und merkwürdigste Dokument über die politischen Bewegungen einer Epoche ist, welche so überaus fruchtbar an Kabinettsnöthen und Hofintriguen war. — Swifts Grundcharakter war Eitelkeit. Die maßloseste, unverschämteste, frechste Eitelkeit war das Triebrad von Allem, was er schrieb und that; sie war der Göze, dem er jedes Opfer brachte. Seinem Egoismus war nichts heilig, selbst seine Existenz nicht. Zum Kizel seiner Eitelkeit mußte der Sekretär des Schatzmeisters, der seiner bedurfte, stundenlang im Vorzimmer warten. Einem andern Minister, der ihm eine Visite machte, muthete er sogar zu, er möge die Güte haben, das Geschirr, das ihn im Zimmer genire, ins Schlafgemach zu tragen! !

Bald aber war ihm Esther nicht mehr gut genug: ein zweites Frauenzimmer kam ihm in den Wurf u. wurde gleichfalls ein Opfer seiner Unerfättlichkeit. Es war eine Holländerin, eine Fräulein van Homrigh, welcher Swift den romantischen Namen Vanessa gab. — Während Stella oder vielmehr Esther sich in Irland härmte und mit steigender Ungebuld einen Brief von ihrem platonischen Geliebten erwartete, spielte Swift mit Miss van Homrigh dieselbe Komödie, durch die er Stella den Kopf verdreht hatte. Aber Vanessas weit praktischerer Verstand merkte die Falle bald und zeigte dem arglistigen Komödianten, daß sie der Nebenbuhlerin unverwundliche Geduld nicht bestze. Bei seiner Rückkunft nach Irland fand Swift die Stella krank und abgehärmt. Das Uebel wurde immer ärger, gefährlicher. Da glaubte Swift, sie sei verloren, wenn er sie noch länger quäle. Stella wurde Swifts Frau. Es war im Jahre 1716. Welch eine Hochzeit, welche Ehe! Bereits am Abend nach der heimlichen und erst lange nach Beider Tode bekannt gewordenen Trauung verließ Swift seine junge Frau, machte einen mehrtägigen Ausflug und als er zurückkam, nahm er das Verhältniß ganz in der alten Weise wieder auf. Dieselbe Art des Umgangs, dieselbe Vertraulichkeit ohne Treulichkeit! Die Ringe waren gewechselt, die Ehepakten unterzeichnet — das war Alles; im Uebrigen blieb es beim Alten.

Stella's Hingebung hat Swifts starren Egoismus nicht gebrochen; es war deshalb nur eine Scheinehe und auch dies kaum, da die Ehe zugleich eine heimliche bleiben sollte. So eitle, selbstsüchtige, rohe Naturen, wie Swift, sind

ja überhaupt unfähig zu einem wahren Seelenbunde. (Beschluß folgt.)

Lind-Briefe.

Es kehren die goldenen Zeiten! Virgil.

Mit Vergnügen ergreife ich die Feder, um meine in Ihrem geschätzten Blatte vom vorigen Jahre begonnenen Lind-Briefe fortzusetzen. Sie sollen als eine zweite Folge betrachtet die bei uns noch nicht gesehenen Leistungen der gefeierten Sängerin näher besprechen. Möge die geschätzte, oft gerühmte, aber auch wieder hart angegriffene Künstlerin diese Blätter als ein Zeichen meiner Verehrung für ihre Kunst ansehen und ihnen in dem reichen Kranze ihrer Lorbeern ein Plätzchen zu Theil werden lassen. Die erste Rolle, mit welcher Dem. Lind ihr Gastspiel im Theater an der Wien eröffnete, war „Marie, die Regimentstochter,“ in der gleichnamigen Donizetti'schen Oper. Ueber dieses musikalisch-parlirende, leichte Werk noch ein Wort zu verlieren, hiesse Wasser in die Donau schöpfen. Die geringen Vorzüge sind Jedermann bekannt und wir wollen demnach von neuem keine kritische Analyse vornehmen, sondern uns einzig und allein auf die Aufführung beschränken. Bei der Darstellung der Regimentstochter fragt sich vor Allem: muß und soll dieselbe als eine gewöhnliche Marketenderin produziert werden? Ich glaube diese Frage mit einem entschiedenen Nein beantworten zu können, denn Sänger u. Schauspieler sollen einen Charakter nicht in seiner ganzen Fülle, sondern so viel wie möglich in einer geistigen Veredlung von der Bühne herab zur Anschauung bringen; da der Zweck der Oper, wie des Schauspielers ist, die Sinnesweise des Volkes zu veredeln, nicht aber zu verschlimmern. Wir haben die „Marie“ von ausgezeichneten Sängern und braven Volksschauspielerinnen gehört und gesehen u. zwar immer wurde sie uns als ein kekes, gemein-komisches, solbateskes Mädchen aufgetischt. Wir hatten uns mit dieser Darstellungsart so befreundet, daß wir nicht glauben konnten, eine Marketenderin dürfe anders beschaffen sein. Aus diesem Grunde haben wir gezweifelt, daß die Lind in dieser Rolle, würde sie dieselbe in dem nämlichen Genre geben, reussiren können; indem ihrer Individualität das Triviale, Kokette und Burleske nicht zusagt. Dem. Lind hatte daher eine schwere Probe zu bestehen, denn nur zu gut ist es bekannt, daß man das, an welches man gewohnt ist, schwer lassen könne oder anders haben wolle. Die Lind hat „Marie“ zu einer Marketenderin der alten Kaisergarde geschaffen. Sie hat nicht eine Zerrpuppe daraus geformt,

ste hat dieser Marie den Glanz der französischen Armee verliehen. Es muß erwähnt werden, daß ein großer Unterschied zwischen einer deutschen und französischen Marketenderin ist. Wie der Franzose überhaupt feiner und delikater wie der Deutsche ist, eben so sind auch französische Soldaten in sozialer Beziehung gebildeter wie germanische und diese würden schwerlich eine so offene Diene wie jene goutiren, und dann hätte ein Regiment, deren niedrigste Charge ein Sergeant war, wol nie ein Mädchen mit solchem Benehmen zu ihrer Locher erhoben. Es dürfte bekannt sein, daß ein solches Regiment zur Garde gehörte und diese nur gebildete und anständige Leute vereinte. Ich mußte dieses voranschicken, damit Jedermann den Unterschied kennen lerne, welcher zwischen der Lind und ihren Vorgängerinnen bestehe. Wie jeden Charakter, den die Lind darstellt, sie von einer edleren, würdevolleren Seite auffaßt, eben so hat sie auch die Marie in ganz entgegengesetzter Weise von ihren Vorgängerinnen auf die Bühne gebracht. Sie hat die Marie veredelt, vergeistigt. Sie gab uns das Bild von einer bezeugten Marketenderin. Ihr Spiel war zart, anmuthig, feinnüancirt, duftig und edel. Es war eine poetische Verklärung der sonst als gemein dargestellten Marie. Wer hätte bei diesem Spiele nur an der Unlauterkeit ihrer Gedanken zweifeln können. Ihr Gesang war wieder voll von jener Tiefe u. Gemüthlichkeit, von jener Fantasie und Erhabenheit, von jenem Ausdruck und geistigen Schwunge, den wir schon bei ihrem ersten Auftreten in Wien bewundern mußten u. der nicht nur mich, sondern die Zuhörer zu innigem Entzücken hinriß. Sie hat nicht getrommelt, ein Beweis, daß sie nicht wie die anderen Darstellerinnen die Hauptrolle der Rolle in dem *Troummele* suchte; ein Zeichen, daß sie nicht, um einen Erfolg zu erzielen, ihre Zuflucht zu einem Mittel nahm, welches jeder Tambour zu leisten im Stande ist. Die Aufnahme von Seite des Publikums war äußerst beifällig. Kränze und Blumen steigen durch die Lind höher im Preise, als die Börsenpapiere durch Rothschilds Anwesenheit in Wien. Jedesmal, so oft die Lind sang, war das Haus gedrängt voll u. der allerh. Hof zugegen. — Staudigl sang den Sergeanten mit der ganzen Macht seiner zaubervollen Töne. — Hr. Stazic sang den Tonio stellenweise gut. Sein Tenor ist sehr wohlklingend, doch noch wenig gebildet, auch stört das häufige Forciren des Tones den günstigen Eindruck. Als Schauspieler ist er noch ein großer Laie. Die Chöre und das Orchester waren ausgezeichnet. Die ganze Auführung gehört zu einer der gelungensten.

Wien, 12. Januar 1847.

E. Norbert.

Korrespondenz.

Paris (7. Januar). Die versprochenen Festlichkeiten in den Tuilerien, die in diesem Winter das alte Königschloß in einen Pallast der Armida umwandeln sollen, haben bereits begonnen, und vorgestern fand der erste sogenannte Damenempfang statt, der sich heute wiederholt. Es waren über 3000 Personen erschienen, die Männer fast alle in Militär- oder in Staatsuniformen, mitunter auch in Phantasteuniformen, die Damen in glänzender Balltoilette. Die königliche Familie, die die Tour durch alle Salons machte, sich alle ihr begegnenden Personen vorstellen ließ und einige artige Worte an sie richtete, konnte sich oft kaum durch das Gedränge einen Weg bahnen, und der als „Eisbrecher“ voranschreitende General Athalin hatte buchstäblich alle Hände voll zu thun. Der Herzog von Joinville fehlte, wie gewöhnlich, bei solchen ihn langweilenden Zeremonien; der Herzog von Nemours sah sehr ernst u. nachdenklich aus. Desto lustiger war der junge Montpensier den die spanischen Millionen nicht zu drücken scheinen. Die Königin, der von ihrer Unpäßlichkeit noch eine starke Heiserkeit geblieben war, sprach entweder nur durch Flüstern oder durch Zeichen; sie führte die Herzogin von Montpensier, die sehr geschmackvoll gekleidet war, und ein Paar Gollondaminen von Diamanten auf ihren Schultern trug. Die andern Prinzessinnen waren sehr liebenswürdig und sagten den meisten der anwesenden Damen einige huldvolle Worte. Ein schottischer Laird in seiner Nationaltracht machte sowohl seines Kostumes als seiner athletischen Gestalt wegen Aufsehen, aber „Mac-Loch-Leven-Birdal“-Name des Fremdlings konnte auf des Königs Frage von dem dienstthuenden Adjutanten nicht nachgesprochen werden, und in seiner Verlegenheit stotterte er die ihm von einem Spaßvogel zugeflüsternten Worte nach: „Sire! Monsieur Robert Bruce!“ Mehrere wallachische Bosaren und spanische Granden erregten durch ihr Kostume Aufsehen; das Non plus ultra des Komischen aber, aus den Blättern des „Charivari“ herausgesprungene Karikaturen, waren drei bis vier englische Offiziere der Yeomanry (Miliz). Unter den Damen glänzten die Mesdames Baines, Baigneres und Lehon durch ihre Schönheit und Frau v. Rothschild durch ihre Brillanten. Die Fürstin von Wagram, die der Königin der Franzosen täuschend ähnlich sieht, wurde oft für dieselbe gehalten u. empfing manches bis auf die Erde reichende Kompliment.

Presß-Beitrag.

Novellen von Levin Schücking.
Pesth und Leipzig 1847. — Schücking's Ruf

hat sich durch seine trefflichen Kritiken und Literatur-Berichte in der „Allgemeinen“ durch ganz Deutschland verbreitet, in dem vorliegenden Werke jedoch tritt er nicht beurtheilend, sondern selbst schaffend auf. — Bei Beurtheilung dieses Werkes handelt es sich demnach bloß um die Beantwortung der einzigen Frage, ob der Vf. Kraft genug besaß, die Geseze nach denen er Andere richtete, wie Brutus, auf seine eigenen Geisteskinde zu erstrecken und Selbstverläugnung genug, um die schriftstellerische Eitelkeit, oder mit einem edleren Namen die geistige Vaterliebe zu bekämpfen, die einen sonst geübten kritischen Scharfblick eigenen Werken gegenüber so oft erblinden macht? Wir können diese Frage mit gutem Gewissen bejahen, ohne darum Schücking's Novellen als fehlerfrei bezeichnen zu wollen. Was Börne einst von dem franz. Drama gesagt, läßt sich auch auf Schücking's Novellen anwenden; sie sind nicht frei von Mängeln, aber es sind die Mängel der Deutschen, die Mängel ihrer Nationalität. Der Deutsche liebt im Leben, wie in der Literatur, das Reflektiren und Philosophiren, — zum Handeln läßt er sich leider selten herbei; er denkt lieber ein Duzend Philosopheme aus und perorirt lieber auf zehn Bundeftagen, als daß er einmal h a n d e l n d. h. seine H a n d gebrauchen würde. So konnte auch Schücking in seinen Novellen den Deutschen nicht verläugnen; er bekundet überall einen tief eindringenden psychologischen Scharfblick, der einen Charakter stets in seiner ganzen äußeren und inneren Ausdehnung erfaßt, und bis in die tiefinnersten Falten des menschlichen Herzens gedrungen. Wenn wir nun noch hinzufügen, daß Sch. eine Dialektik von seltener Vollkommenheit besitzt, so wird man aus all diesem die Hauptvorzüge des Werkes: malerische Naturbeschreibungen, feste Charakterzeichnung, treue Schilderung von Seelenzuständen und eine klare echt philosophische Weltanschauung, leicht erkennen können. Nur die Handlung ist beinahe durchgehends — etwa „Wein- und Liebeshandel“ ausgenommen — gar zu stiefmütterlich behandelt, was wol nur dem Uebergewichte des reflektirenden Theiles zuzuschreiben ist, welcher der Handlung stets in die Zügel fällt; Handlung und Reflexion finden wir nur in wenigen neueren deutschen Werken (z. B. in Kühne's „Raoul“) vereinigt, ohne daß Eine die Andere beeinträchtigen würde. Schücking scheint es weniger auf momentane Ergözung, als vielmehr auf einen tiefen, bleibenden Seeleneindruck abgesehen zu haben und diese Absicht wird er mit seinen Novellen gewiß bei keinem Leser verfehlen. (Zu haben bei G. Hefenast. Druck und Papier sind von seltener Eleganz. Preis der beiden über 40 Druckbogen starken Bände 4 fl. Conv. Münze.) M. F.

Theater- und Musikzeitung.

Wien. Pokorny wird von der Lind und Meyerbeer scharf mitgenommen, wenn man nicht sagen will, fürchterlich maltirt. Beide Kunstcelebritäten sollen Launen haben, und in deren Folge Prätenfionen machen, die über alle Begriffe gehen, und deren Last Pokorny kaum wird tragen können. Die Lind will nur vier Wochen hier bleiben, dann nach Italien, im Frühjahr nach London zur italienischen Oper gehen und dann der Bühne for ever Lebewohl sagen. So äußerte sie sich selbst; Sachverständige halten dies aber für bloße Redensarten, und wollen bemerken, daß sie das Geld über Alles liebe. Das „Fehlplager“ kommt erst Anfangs Februar zu Stande, und wer weiß ob da noch, denn dem großen Maestro kann man nichts recht machen. Zu Oftern wird Pokorny die Oper wahrscheinlich ganz aufgeben, denn Staudigl geht nach London, und Ditt ist nach Hamburg engagirt. — n —

New-York. (15. Dez.) Die kleinen Wiener Tänzer der Mad. Weiß, die in ganz Europa so viel Aufsehen gemacht, sind hier angekommen und spielen unter ungeheurem Zulauf. Engagements für Boston, Philadelphia, Baltimore u. s. w. sind bereits geschlossen. — Die beiden Keans aus London haben hier in Shakspeare'schen Dramen mit enormem Beifall gastirt. Sie haben uns nun verlassen; dafür haben wir eine italienische Operngesellschaft mit einem Paketschiffe herüber kommen gesehen, die manchen schönen Winterabend verspricht. — Den europäischen Hofvirtuosen scheinen die amerikanischen Dollars zu gefallen. Wir haben nach einander Henry Herz, Leopold von Meyer, Sivori u. m. a. Künstler gehört.

* Nachrichten aus Berlin zu Folge gastirt daselbst die in Pesth bekannte Sängerin Mad. Ernst-Kaiser mit vielem Beifalle.

* Die italienische Operngesellschaft des Herrn. de Bezzi in Preßburg wird sehr gelobt, macht aber derart schlechte Geschäfte, daß bei der neuen Vorstellung des „Ernani“ nicht mehr als 6 fl. über die Tageskosten eingingen.

* Der Minister des Innern hat dem Direktor der großen Oper in Paris, Herrn Leon Villet, sein Privilegium, welches noch 18 Monate dauert, gekündigt. Sein Nachfolger ist der frühere Operndirektor Herr Dupombel. Villet, früher Journalist, war einer der Unterzeichner der Protestation gegen die Ordonnanzen von 1830, ward später Maître des requêtes und Ritter der Ehrenlegion, und vom Minister Thiers zum Direktor der großen Oper ernannt.

Mignon - Zeitung.

Paris. Die Amme des Königs von Rom ist in diesen Tagen gestorben. Sie war die Tochter eines Weinschenken, welcher zu Bellue wohnte und erst vor drei Jahren gestorben ist. Die Frische dieses jungen Mädchens, die Menge u. Reinheit ihrer Milch, zogen die Aufmerksamkeit der Kommission auf sie, die mit der Wahl einer Amme vom Kaiser beauftragt war. Sie trug den Sieg über alle ihre Rivalinen davon. Der König von Rom wurde ihren Händen anvertraut und so sah sich die einfache Tochter eines gewöhnlichen Schenkewirths plötzlich an den Hof des mächtigsten Monarchen seiner Zeit versetzt, sah sich umgeben von Schmeichlern und Kourmachern und umgeben von Luxus u. Ueberfluß. Ihre launenhaften Wünsche wurden augenblicklich erfüllt und die mächtigsten Würdenträger des Kaiserreichs buhlten um ihre Blicke und ihre Gunst. Mehr als einmal streichelte Napoleon selbst, erfreut über das sichtbare Gedeihen des Prinzen, die Wangen der Amme. Nachdem ihre Dienste nicht mehr von Nöthen, setzte ihr die Kaiserin eine ansehnliche Pension aus und sie heirathete bald darauf einen Herrn Ancharb, mit dem sie herrlich und in Freuden lebte und nur zu bald die Summen, welche sie am Hofe erspart, vergeudete. Die Restauration raubte ihr auch ihre Pension und zwang sie, bei ihrem Vater in Bellue eine Zufluchtstätte zu suchen. Louis Philipp gab ihr später von Neuem eine Pension von 2000 Francs jährlich und sie zog sich nach dem Tode ihres Vaters nach Ragny zurück, wo sie 59 Jahr alt, kürzlich starb. (Nahresz.)

Stettin. Ein beklagenswerthes Ereigniß nimmt hier die allgemeine Theilnahme im höchsten Maße in Anspruch. Am 4. Jan. Morgens um 6 Uhr wurden im Schlassaale einer hiesigen Pensionsanstalt 12 junge Mädchen durch Kohlendampf entseelt gefunden; mehrere dieser unglücklichen Kinder lagen mit aufgelösten Haaren auf dem Fußboden, einen entsetzlichen Anblick gewährend. Durch die so gleich mit Umsicht und Beharrlichkeit angestellten Rettungsversuche, an denen bis Abends sich nicht weniger als 19 Aerzte theiligten, wurden allmählig 9 der Verunglückten ins Leben zurückgerufen; dagegen bieten 2, an denen sich zwar auch halb Lebenszeichen fanden, wenig Aussicht zur Rettung dar, eine andere ist bereits gestorben. Nach den Aussagen des zuerst zum Bewußtsein gekommenen jungen Mädchens hatten mehrere Kinder, welche durch Unwohlsein während der Nacht erwacht waren, den Versuch gemacht, ihre Betten zu verlassen, waren aber alsbald besinnungslos zu Boden gefallen. Sämmtliche Kinder waren am Abend

zuvor nach glücklich verlebten Feiertagen im Kreise ihrer Angehörigen nach Stettin zurückgekehrt und hatten froh und heiter den Abend verlebt. Ueber die Ursache des Unglücks ist bis jetzt folgendes ermittelt worden. Der Ofen des Schlassaals war am Nachmittage des 3. Jan. mit Roaks geheizt und die Klappe desselben um 7 Uhr von einer Dienerin der Pension in der Ueberzeugung geschlossen worden, das Feuer sei erloschen. Da diese Person als zuverlässig gelten konnte, so fand eine weitere Untersuchung des Ofens nicht statt. Der hier sehr geachtete Pensionsvorsteher, den hier billigerweise keine Schuld trifft, erregt zugleich allgemeine Theilnahme.

New-York. (Das Chevalereske Benehmen der Nordamerikaner gegen Damen.) Im Allgemeinen nimmt man an, daß die Nordamerikaner gegen Damen nicht zuvorkommend seien. Diese Annahme ist falsch; denn eine größere Artigkeit und Zuverlässigkeit, wie sie in den Vereinigten Staaten gegen das schöne Geschlecht geübt wird, gibt es nirgends in der Welt. Ein Engländer schreibt darüber Folgendes: „Ich bin überzeugt, daß eine Dame, ganz abgesehen von ihrem Alter und ihren äußeren Reizen, durch die gesammten Unionsstaaten reisen kann, ohne auch nur ein einziges Mal eine Unhöflichkeit zu erfahren, vielmehr wird sie überall mit keineswegs zudringlicher Artigkeit behandelt werden. In der That, viele Damen reisen ohne irgend einen anderen Schutz als das Chevalereske Benehmen ihrer Landsleute. Ueberall werden ihnen die besten Plätze und jede Bequemlichkeit stets und bereitwillig eingeräumt. Einer meiner Freunde erzählte mir einen Vorfall, der sich eines Abends im Theater zu New-York zutrug, und der ganz dazu geeignet ist, meine Behauptung zu bestätigen. Ein steifer Engländer hatte einen Vorderplatz, und zwar an der bestgelegenen Ste, eingenommen. Als der Vorhang aufging, setzte er sich gehörig zurecht und nahm sein Opernglas in die Hand, um der Vorstellung recht bequem zuzusehen. Eine Dame und ein Herr kamen bald darauf in dieselbe Loge, und als Letztere sah, daß unser Freund den besten Platz inne hatte, machte er ihn darauf aufmerksam und sagte: „Die Dame, Sir,“ wobei er ihm zu verstehen gab, daß er den Platz räumen möchte. Der Engländer, verletz durch den gebieterischen Ton, und weil er sich nicht stören lassen wollte, verweigerte das Ansinnen. Es kam zu Worten, welche die Aufmerksamkeit des souveränen auf sich zogen und fragte gleich, was es gebe? Der Amerikaner sagte: „Hier ist ein Engländer, der seinen Platz nicht einer Dame überlassen will.“ Sofort sprangen ein Duzend von Ihren Majestäten über die Barrieren, ergriffen den Engländer sehr sanft und führten

ihn
sich
Mitt
nern
Trep
Dper
sein
zu u
nen
sen
San

Zur
fiel z
kreis
alter
Hr.
sem
Infti
Dua
Stof
fer
fiel,
Erde
Dtko
7200
das
re ein
spann
denen

*
einige
Kofen
menat
ter d
welch
Häuf
hen,
gleich
und
Keine
Glas
thum

*
fluge
am 4
werde
nisten
dinge

*
schreit
thurn
als u
Werk
wie o
lieute
speich

ihn an den Eingang; er stieß, fluchte u. suchte sich vergebens loszumachen, erregte aber weder Mitleid noch Zorn bei seinen entschlossenen Gegnern; sie setzten ihn äußerst behutsam auf die Treppenstufen, gaben ihm seinen Hut, sein Spernglas, zahlten ihm das Geld, das er für sein Billet gegeben, schlossen die Thüre ruhig zu und kehrten auf ihre Plätze zurück. Die Männen des dahingeshiedenen Richters Lynch müssen sich gefreut haben über diese engelgleiche Handhabung des Gesetzes.“

Stwas von Allem. (Rother Regen.)

Zur Zeit der unglücklichen Loireüberschwemmung fiel zu Valence und auf einem bedeutenden Umkreis ein rother Regen, dem man im Mittelalter sicherlich zum Blutregen gestempelt hätte. Hr. Duinsson-Bonnet, der eine Flasche von diesem mit erdigen Theilen gefüllten Wasser an das Institut sandte, hat auf einer Fläche von 40 Quadratmetres gegen 30 Gramme dieses rothen Stoffes gesammelt. Nimmt man an, daß dieser Regen aller Orten, wo er zu gleicher Zeit fiel, dieselbe Dauer hatte und gleichmäßig mit Erde gesättigt war, so ergibt sich, daß am 17. Oktober die Wolken das ungeheure Gewicht von 7200 Zentnern in der Luft fortführten u. über das Drôme-Departement verbreiteten. Dies wäre eine Ladung von 180 mit vier Pferden bespannten und mit 40 metrischen Zentnern beladenen Wagen.

Ein Gärtner in Frankreich bringt seit einigen Jahren ungewöhnlich schöne Camellien, Rosen, Pelargonien, Cactus etc. zu den Blumenausstellungen in Paris. Man ist ihm hinter das Geheimniß seiner Kulturart gekommen, welches darin besteht, daß er die Fenster in den Häusern und Kästen, worin die Pflanzen stehen, mit einem Leig anstreichen läßt, der aus gleichen Theilen Berlinerblau, spanischer Kreide und Kleister mit Wasser zusammengesetzt ist. Keinem Zweifel unterliegt es übrigens, daß das Glas, je blauer es ist, um so mehr das Wachsthum der Pflanze befördert.

Alexander Dumas ist von seinem Ausfluge nach Tunis und Algerien zurückgekehrt und am 4. Jan. glücklich in Toulon gelandet. Was werden sich jetzt von dem furchtbaren Feuilletonisten und Romanschreiber nicht für Wunderdinge erwarten lassen!

Die „Bresl. Zeitung“ läßt sich aus Prag schreiben: „Die über die Explosion des Pulverturmes bei Eger gepflogene Untersuchung hat als unzweifelhaft herausgestellt, daß diese ein Werk absichtlicher Zündung gewesen sei, und, wie alle Umstände sprechen, war es der Jägerlieutenant Schmorda selbst, der die dort aufgespeicherten Zentner Pulver entzündet hat, um

sich in die Luft zu sprengen, ohne daß der Verdacht des Selbstmordes sein Andenken besleke. Eine hoffnungslose Liebe, wie die Romantiker fabeln, soll das Motiv zu seiner That gewesen sein.“

(Ein schöner Yankeezug.) Die Yankee's sind doch recht sonderbare Menschen; mitunter diffizil, ekelhaft zum höchsten Grade, und daneben wieder ein Zartgefühl, wie wir es im zivilisirten Europa vergebens suchen möchten. Man höre folgenden Fall: „Ein Kapitän Payne starb im Feldzuge gegen die Mexikaner — seine Frau, die ihn pflegen will, findet ihn bereits todt, sie macht sich nun trauernd auf den Rückweg, und siehe da, kein Wirth, keine Eisenbahn, kein Dampfschiff nahm Zahlung von ihr an auf dem mehr als 2000 Meilen langen Wege zur Heimath. Sie war das Weib eines im Kampfe für das Vaterland gefallenen Bürger's, und man wußte sie zu ehren.“

Man schreibt aus Kopenhagen: „Unter den im Jahre 1846 wegen Trunkenheit in Polizeihast genommenen 605 Personen befanden sich 180 Frauenzimmer (1842, 66; 1843, 96; 1844, 160; 1845, 157).“

In der „Singapore Free Press“ vom 6. November liest man: „Vergangenen Sonntag Mittag ist der Chinese Tsinschin als protestantischer Geistlicher eingeseget worden, zu dem Ende seinen Landsleuten das Evangelium zu verkündigen; es ist das erste Beispiel dieser Art.“

Die neueste „Wossische Zeitung“ enthält unter ihren Gesandts folgenden „bescheidenen Wunsch“: Wie bei der Kunstausstellung der Akademie, sollte doch auch in der humoristischen Ausstellung im Hôtel de Russie das Aufbehalten des Hutes gestattet sein. Bei dem stets so überfüllten Saale erscheint die Sitte des Hutabnehmens lächerlicher als sonst (!) und verkümmert einem alles Schöne (!?), welches diese höchst originelle Ausstellung darbietet. Auch wäre es gewiß nichts Unbilliges, wenn diejenigen, welche einer Vorstellung beigewohnt haben, den Saal verlassen, damit auch andere für ihr Entrée etwas zu sehen und zu hören bekommen.

Man schreibt aus Lyon: „Noch hat sich von dem verschwundenen Maire keine Spur aufgefunden, so werden schon wieder in Lyon nach Jemand Nachforschungen angestellt, der auf dieselbe mysteriöse Weise abhanden gekommen ist. Hr. Bernhard Legros, Maler und Theaterdekorateur von Lyon war gegen Mitte des vorigen Monats auf dem Postwagen von Paris über Dijon nach Lyon, gereist, und seitdem hat man nichts weiter von ihm gesehen oder gehört. Der Minister des Innern hatte allen Gendarmenbrigaden die Personalbeschreibung des Vermißten zugeschickt.“

Lokal-Beitrag.

Eine freudige Botschaft! In dem tiefen und allgemeinen Schmerze, welche der Eintritt unsers allgeliebten Reichspalatin verursacht, konnte dem ganzen Lande keine größere Linderung desselben zu Theil werden, als die, womit unsere väterliche Regierung diese Betrübniß um den Verbliebenen — wenn uns auch sein Andenken stets unvergesslich bleibt — zu mildern suchte; wir meinen das am vorgestrigen Tage, am 18. d. M., hier angelangte u. sogleich publicirte allergnädigste Schreiben, worin S. k. f. Apost. Majestät, den Sohn des hohen Verbliebenen S. k. f. Hoheit den durchlauchtigsten Herrn Erzherzog **Stephan** zum königl. Statthalter von Ungarn, Präsident der Septemvirkaltafel, Obergespann der ges. vereinigten Comitate Pesth, Pilis und Solt und zum Richter der Jagzier und Rumanier allergnädigst zu ernennen geruhten. Nachdem S. k. f. Apost. Majestät Eingang des erwähnten allergnädigsten Schreibens Ihren höchsten Schmerz über den betrübenden Eintritt und die Verdienste des höchstseligen dargelegt, heißt es am Schlusse, wie folgt: „Nachdem wir dem zu Folge den durchlauchtigsten Erzherzog **Stephan**, unseren lieben Vetter, nicht nur als Sohn unseres oberwähnten unvergesslichen Onkels, sondern auch, nach den bereits an den Tag gelegten rühmlichen Charakter seiner Seele und seines Herzens, als würdigen Erben der Tugend seines Vaters verewigten Andenkens, zu unserem kön. Statthalter in Ungarn und zum Präses der Septemvirkaltafel mit allen jenen Rechten, Privilegien u. Vorrechten, welche mit dieser Würde verbunden sind, gnädigst ernannt haben, benachrichtigen wir Euch Getreue von diesem allergnädigsten Entschlusse zur Notiznahme und Nichtschmerz. Uebrigens u. s. w. Gegeben u. s. w. Wien, am 15. Jänner 1847.“

Theater.

Deutsches Theater. Künftigen Sonnabend, den 23. d. M. findet die Benefizvorstellung unserer eminenten Primabonna Mad. **Mink** statt. Gegeben wird in italienischer Sprache „**Parisina**“, Oper von Donizetti, welche zu den besten Werken dieses Tonsetzers gehört und hier, in schöner Ausstattung und trefflicher Besetzung, besonders durch Mad. **Mink** und die **H. Bianchi** und **Paltrinieri**, welche äußerst lohnende Parthien haben, gewiß sich auch vieler Theilnahme erfreuen wird.

Das Wiederauftreten der geschätzten Schauspielerin Mad. **Kalis-Badjera** ist, falls ihr vorgeschrittener Gesundheitszustand schon erlauben wird, auf Sonnabend, den 30. Jan., angesetzt. — Es wird ihr Benefiz sein, wobei **Prechtlers** Tragödie „**Falconiere**“ zum ersten Male gegeben wird.

Lokalbemerker.

Vorgestern, am 18. d. M. wurden die irdischen Ueberreste S. k. f. Hoheit des höchstseligen Herrn Erzherzogs Reichspalatin in der erzherzogl. Gruft

zu Ofen beigesezt. Der Leichenzug begab sich durch die aufgestellte Bürgermiliz-Spaller in der bereits mitgetheilten Ordnung durch das große Thor um den Gang in die Gruft. Laufende von Menschen wohnten der erhabenen Feierlichkeit bei, aber nicht die Neugierde war es, welche sie dahin zog, sondern der Wunsch, den geliebten Palatin auf seinem letzten irdischen Wege begleiten zu können. Der Andrang war enorm, wie er hier noch selten oder nie dagewesen, und unter den Anwesenden war gewiß nicht ein einziges Herz, das nicht von Betrübniß erfüllt gewesen, nicht ein einziger Mund, der nicht im Stillen den hohen Verbliebenen gesegnet hätte. Und so scheiden wir denn von dem ehlen Fürsten, um Ihn in diesem Leben nie wieder zu sehen! — Friede Seiner Asche! —

— Vor einigen Tagen — scherzt der Glöfner — kam ein Virtuose in unsere Stadt und suchte sich vor Allem durch Freikarten Gönner zu gewinnen. Doch fand er nur zwei Personen, welche die Karten annahmen; von diesen war der Eine — taub und der Andere — reisete eine halbe Stunde später nach Siebenbürgen.

— Trotz der Kälte ist die Frequenz auf der Eisenbahn dennoch sehr lebhaft, was uns gar nicht Wunder nehmen darf, da ein Herr meinte, auf der Eisenbahn könne Einem gar nicht kalt werden, da sie — sehr schnell geht. Schauspieler und Dramendichter jedoch wollen nicht gerne mit der Eisenbahn fahren, — sie können das Pfeifen nicht leiden.

— Die freie Weineinfuhr nach Ofen, die seit sechs Jahren „zur Probe“ gestattet wurde, hört wieder auf. Die Weinprobe scheint also nicht Stich gehalten zu haben. Die Ofener werden nun wol jetzt wieder gar oft Wein kosten müssen, der einen Stich hat. Es geht nichts über freien Verkehr!

— Ueber den Eisstoß passiren jetzt viele Menschen, obwohl die Ueberfuhr in Rähren statt findet. Am 18. d. M. als am Tage des Leichenbegängnisses des höchstseligen Palatin, sollen über hunderttausend Menschen über die Eisbefe passirt sein.

— Nr. 71, die Zahl der Lebensjahre des höchstseligen Erzherzogs Palatin, ist in drei Lottziehungen herausgekommen, in der Wiener und Kaschauer am 9. (vor dem Tode) und in der Ofener am 16. d. M. (nach dem Tode). So reicht oft der Zufall dem Aberglauben die Hand.

— In Ofen scheint man mehr Sinn für das Nützliche als für das Angenehme an den Tag zu legen, daß die Idee zur Begründung eines Bürger-Kasinos gänzlich aufgegeben wurde. (Aber warum ist die Idee eines Tunnels, der doch zum Nützlichen gehört, wie es scheint, gänzlich eingeschlafen?)

— Morgen erscheint der Teufel bei uns, nämlich das erste Heft des „**Pesther Mephisto**“, welches Hr. **Franz Reisinger** erscheinen läßt und das bei Heckenast zu haben sein wird. Der Verfasser schildert in dieser Flugschrift, politisch und belletristische Tagesinteressen. Mit der herbsten Satyre geißelt, dürften sie die Lesewelt um so mehr interessieren, da der Verfasser nur über Dinge darin sprechen soll, die unsere Zustände berühren. — I.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. — Prachtausgabe 5 fl. und postfrei 6 fl. G. M. — Man pränumeriert im Redaktionsbureau zu Ofen (Fischerstadt, Nr. 77, nächst der Schiffbrücke), in der Kunsthandl. der **H. G. Müller**, **S. Wagner** u. **Reichlinger**, u. in **J. G. Weissenbergs** Papierhandl. (Servitentenplatz) in Pesth u. allen k. k. Postämtern.

Ofen, gedruckt in der königl. ungar. Universitäts-Buchdruckerei.